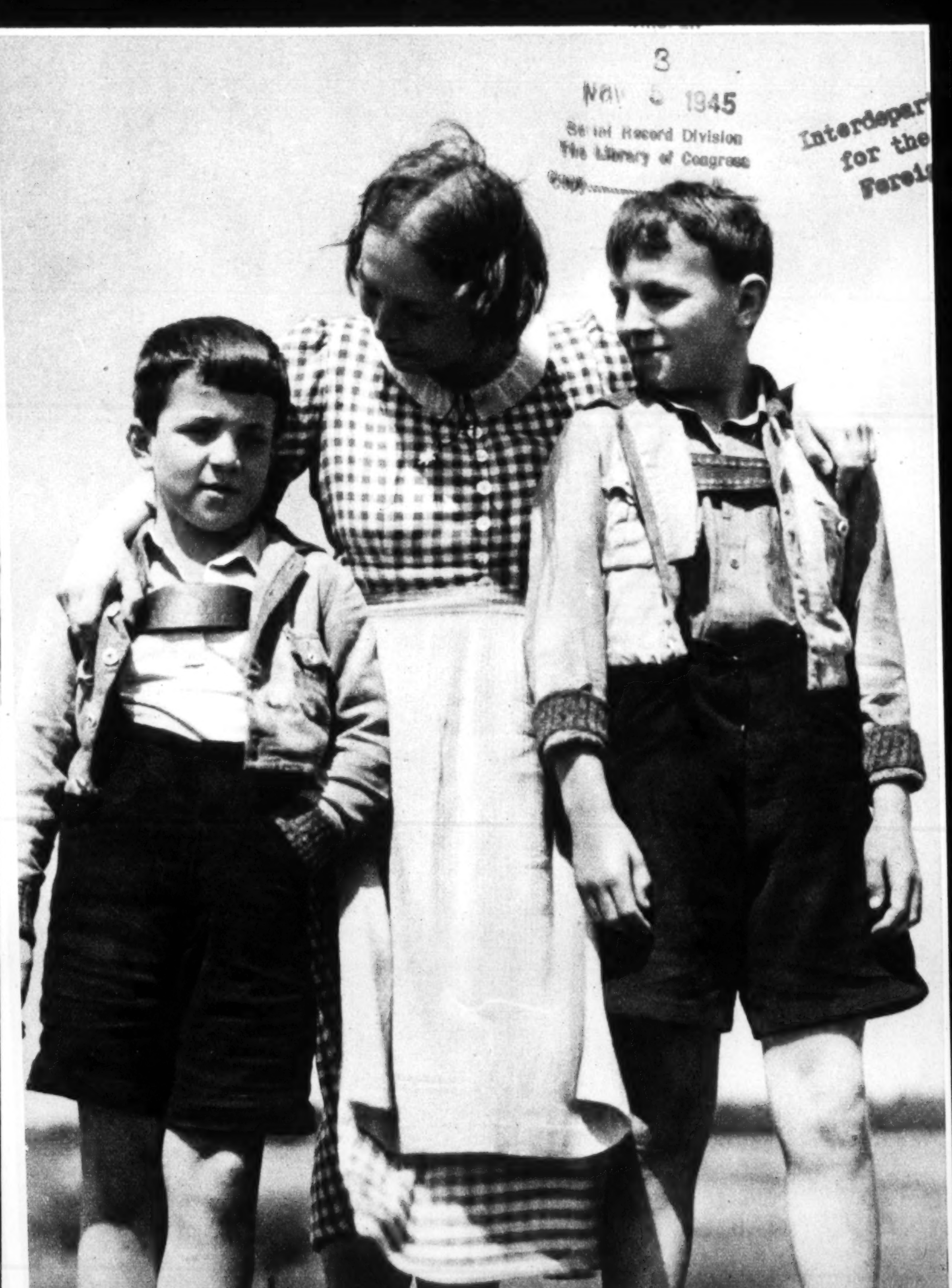
Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



3
May 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress
Interdepart
for the
Forei

Heft 21 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg.

Jetzt müßt ihr Mutter helfen

Aufnahme: Jutta Selle

Croy

GEBOTE FÜR DIE ELTERN

Tag und Nacht schützt du dein Eigentum und Besitz. Denke daran, daß du auch dein Kind, dein kostbarstes Gut, hüten mußt! Ein Kind lebt drei Leben: das Leben zu Haus / Du kennst es; das Leben in der Schule / der Lehrer weiß mehr davon; das Leben auf der Straße / was weißt du davon?

Weißt Du,

was dein Kind heute erlebt hat?

Hast du sein unbedingtes Vertrauen? Erzählt es dir alle seine Erlebnisse?

Weißt Du, mit wem Dein Kind verkehrt? Lerne seinen Umgang kennen, nur dann kannst Du darüber wachen, daß es nicht in schlechte Gesellschaft gerät.

Weißt Du, von wem und wofür Dein Kind das Geld (Näschereien) erhalten hat, das es neulich nach Hause brachte? „Der gefährliche Kinderfreund“ ist es, der mit Vorliebe Kindern „etwas schenkt“, um sie zutraulich zu machen. Erziehe Dein Kind, daß es sich nicht von fremden Menschen beschenken oder anfassen läßt. Nicht selten haben Kinder ihre Vertrauensseligkeit zu dem guten Onkel mit dem Tode bezahlt.

Weißt Du, für wen Dein Kind Besorgungen macht? Verbiete ihm, so etwas ohne Deine Erlaubnis zu tun. Wie oft sind schon Kinder auf diese Weise in Wohnungen, Hausflure oder entlegene Gegenden gelockt und dort das Opfer eines Sittlichkeitsverbrechers geworden.

Weißt Du, daß der Wunsch Deines Kindes, mit einem Auto oder Radfahrer zu fahren, schwere Gefahr bringen kann. Warne es, mit fremden Menschen zu fahren!

Weißt Du, was Dein Kind nach den Schularbeiten treibt? Laß es nicht allein in Warenhäuser gehen! Die lockenden Auslagen reizen seine Begehrlichkeit!

Weißt Du, daß Rummelplätze oft für Kinder ungeeignet sind? Was dort gezeigt wird, ist meist nichts für Kinderaugen und -ohren. Dort treibt sich auch mancher Taugenichts herum!

Weißt Du, daß durch die Kleidung Deines Kindes auch Unheil gestiftet werden kann? Durch zu kurze oder zu auffallende Kleidung wird die Begehrlichkeit des Sittlichkeitsverbrechers gereizt.

Weißt Du, was Dein Kind in Deiner eignen Wohnung beobachtet? Verletze nie das natürliche Schamgefühl des Kindes, auch wenn die Wohnung klein ist und die Betten knapp sind. Meide zweideutige Witze und anstößige Redensarten. Die beste Erziehung ist das gute Beispiel!

Weißt Du, daß die Polizei Dir helfen will, Dein Kind zu schützen? Fort mit dem Märchen von dem bösen Schutzmann, der die unartigen Kinder einsperrt! Präge Deinem Kinde ein:

Auch auf der Straße ist die Polizei Dein bester Freund!

In allen Fragen der Gefährdung Deines Kindes steht Dir die Kriminalpolizei, besonders die Weibliche Kriminalpolizei im Polizeipräsidium, mit Rat und Tat zur Seite.

Der Polizeipräsident in Berlin
Graf Helldorff

L O P·E R

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB. von Regierungspräsident Heinrich Sielmeier

Heft 21 1939

Inhalts-Übersicht

Seid gläubig und stark!
Seite 707

*

Wie beschäftige ich meine Kinder?
Von Johannes Otto
Seite 709

*

Jungen und Mädel helfen mit!
Von Dr. Hans Hajek
Seite 711

*

Bildbericht
aus dem deutschen Osten
Seite 714

*

Einen Augenblick nachdenken . . .
Von Möller-Crivitz
Seite 716

*

Brief eines Mitarbeiters
an den Schriftleiter
Von Walter Deneke
Seite 716

*

Küche 1939
Von Hans Forstmann
Seite 717

*

Haben Sie das schon gehört?
Von Möller-Crivitz
Seite 718

*

Deutsche Mutter in Sibirien
Roman von Leibfried-Kügelgen
Seite 719

*

Kinderwarte

*

Kurzweil am Feierabend

Seid gläubig und stark!

Reißen wir doch die Erinnerung an die trübsten Bilder des Weltkrieges aus unserm Herzen! Und stünden diese noch so tief eingebrannt in unserer Seele! Denn sie sind es, die uns kleinmütig machen wollen und verzagt. Sie sind es, die uns die Gegenwart nicht glauben lassen.

Die Gegenwart, die das Wort des Führers kennzeichnet, wenn er der feindlichen Welt – und uns! – verkündet: Das Deutschland von 1939 ist ein anderes als das von 1914!

Seien wir doch gläubig und stark!

Denn das kommt nicht wieder, daß die Frauen vor den Geschäften Schlange stehen müssen, um die ihnen auf ihren Bezugsscheinen verheißenen Lebensmittel oder Bedarfsgegenstände auch wirklich zu erhalten! Das kommt nicht wieder, daß die Mutter ihre Kinder hungrig ins Bett schicken muß und selber keinen Schlaf finden kann vor Sorgen, womit sie sie am nächsten Tag sattmachen soll! Das kommt nicht wieder, daß eine gewisse Klicke, die es verstand, sich »Beziehungen« zu verschaffen, im Überfluß schwelgt, während die andern, die getreu den Anordnungen des Staates leben, diese Treue und Opferbereitschaft mit der eigenen und der Gesundheit der Kinder bezahlen müssen und – obendrein den Spott der »Klugen« zu ertragen haben! Das kommt nicht wieder, daß irgendein schmieriger Geldlappen, in die »richtige« Hand gedrückt, den Spender »unabkömmlich« oder für den Heeresdienst »untauglich« macht! Das kommt nicht wieder, daß Juden und Judengenossen aus der furchtbarsten aller Katastrophen, die über ein Volk kommen kann, ein satanisches Geschäft machen dürfen und am Unglück des eigenen Volkes verdienen.

Militärisch gerüstet, aber wirtschaftlich in keiner Weise vorbereitet und politisch geradezu sträflich dumm begannen wir 1914 den uns wie heute von England aufgezwungenen Krieg. Welch ein Wandel hat sich inzwischen an unserm Volke vollzogen! Unsere militärische Rüstung ist stärker denn je. Heute fehlen uns nicht die 29 Divisionen, die Ludendorff gefordert, eine ideologisch verbohrte Interessengruppe im Reichstag aber abgelehnt hatte. Heute sind unsere Speicher gefüllt und unsere Warenlager, heute hat uns die Politik des Führers durch kluge Pakte Rohstoff- und Lebensmittelquellen in den Nachbarländern erschlossen, die unsere Erzeugnisse im eigenen Lande glücklich ergänzen. Und heute – vergessen wir doch ja diese Tatsache nicht – ist jeder Pimpf politisch mehr geschult, ist sich jedes Mädel vom BDM. des Ernstes und der Erfolgsicherheit unseres Kampfes mehr

bewußt als der Durchschnittsbürger von 1914! Seien wir doch gläubig und stark!

Eine vorausschauende Staatsführung hat dafür Sorge getragen, daß jedem selbst bei längerer Dauer des Krieges in jeder Woche die Lebensmittel und Lebensbedürfnisse reichlich zur Verfügung stehen, deren er zur Aufrechterhaltung seiner Arbeitskraft und darüber hinaus zu seinem Wohlbefinden und zur angenehmen Gestaltung seines Lebens bedarf. Es braucht und wird niemand hungern und frieren. Dem ist durch eine längst vorbereitete und mit dem ersten kritischen Tage in die Praxis umgesetzte Planwirtschaft und Rationierung aller lebensnotwendigen Dinge vorgebeugt worden. Und – wie gesagt – mit dem ersten kritischen Tage! Und nicht wie vor 25 Jahren erst nach Monaten und Jahren. Damals konnte es vorkommen, daß zu Beginn des Krieges durch den berüchtigten »Schweinemord« das Volk schier im Fleisch erstickte, um später Mengen zugewiesen zu erhalten, zu deren Abwiegen fast eine Briefwaage genügt hätte. Keine Mutter wird im gegenwärtigen Kriege je mit den Brotscheiben wie mit unvorstellbaren Kostbarkeiten geizen müssen, keine Schule es nötig haben, für die unterernährten, geistig und körperlich widerstandslosen Kinder Schlafstunden zu deren Erholung einzulegen.

Uns ein zweites Mal durch den Hunger auf die Knie zu zwingen, wird England nicht gelingen. Wir sind wirtschaftlich gerüstet.

Die Frauen und Mütter – ja gerade sie! – seien es eingedenk. Darum ist es ebenso töricht wie kleingläubig, wenn sich die Frauen da oder dort schon beim Hören des Wortes Bezugschein oder Lebensmittelkarte vor den Geschäften zusammenballten, aus Sorge, ihnen würde nicht ihr Recht. Reißen wir doch die Erinnerung an die Not der letzten Weltkriegsjahre aus unseren Herzen! Laßt uns Würde bewahren und – Disziplin! Denn wir leben im Jahre 1939, und der Lenker unserer Geschicke heißt Adolf Hitler!

Dort beim »Schlangestehen« wird kostbare Zeit sinnlos vergeudet, dort wird die Sorge der einzelnen multipliziert mit den Sorgen der andern zur unerträglichen Last. Dort findet das »Gerücht« seinen Nährboden. »Keiner« hat es in die Welt gesetzt, »keiner« es verbreitet; aber kommen dann die Frauen nach Stunden – hätten sie nicht gleich alle bei der Öffnung des Geschäftes den Laden gestürmt, hätten Minuten für den Einkauf genügt! – nach Hause, so tragen sie neben dem gefüllten Korb ein lastendes Sorgenpäckchen mit nach Haus, das ihnen für den Rest des Tages die Arbeit zur Qual macht.

Muß das so sein? Gewiß nicht. Aber das muß sein, daß eine Frau die andere an wirklicher – nicht bloß zur Schau getragener – Zuversicht zu übertreffen sucht, daß da, wo wirkliches Leid die eine ergriffen hat, die andere dieses nicht durch Aufzählung von Parallelfällen verhundertfacht oder durch Neugierde vertieft, sondern die Betroffenen jene wohltuende Anteilnahme spüren läßt, die aus dem Herzen kommend den Weg zum Herzen findet und Trost bedeutet und – Volksverbundenheit.

Die Unwissenden aufklären, die Verzagten aufrichten, den Bedrängten helfen, aber auch den aus Dummheit oder Bosheit Unbelehrbaren mit aller Schärfe und Deutlichkeit entgegentreten – das ist Gebot der Stunde und – der Prüfstein für den Gemeinschaftsgeist, der zum Fundament unseres volklichen und staatlichen Lebens gehört. Ihn in der Heimat nicht pflegen, bedeutet das gleiche wie die Verleugnung schicksalverbundener Kameradschaft an der Front.

Seien wir gläubig und stark!

Es ist nicht ohne Belang für den Endsieg, welchen Rückhalt die kämpfende Front in der Heimat hat, und ebenso nicht ohne Belang, welchen Rückhalt der einzelne Kämpfer in seiner Familie findet. Und darum eine ganz eindeutige Mahnung an alle die Frauen, deren Gatten oder Söhne draußen im Felde ihre Pflicht gegenüber dem Vaterlande erfüllen: Stärkt ihnen den Kampfeswillen! Verschont sie in euren Briefen mit allem, was ihnen das Herz schwer machen könnte; verschweigt ihnen die kleinlichen Sorgen und Widerwärtigkeiten, die euch der Tag bringt und die sie ja doch nicht abzustellen vermögen. Dagegen laßt sie teilhaben an allem, was euch selber hochgemut stimmt, und laßt in ihnen nie das Gefühl aufkommen, als vergäße man in der Heimat ihrer und ihres Opfermutes. –

Unserm Vaterlande ist ein Krieg aufgezwungen worden. Über seinen Ausgang haben sich nur unsere Feinde Sorgen zu machen. Nicht wir. Möge diese starke Gewißheit unser aller Wegbegleiter sein in den kommenden Tagen!



Aufnahme: Elisabeth Hase

Wie beschäftige ich meine Kinder?

Die schulfreien Tage zu Beginn der deutschen Abwehrmaßnahmen gegen die englisch-polnischen Herausforderungen haben alle Elternhäuser vor die Frage gestellt: Was fangen wir mit unsern Kindern an oder wie beschäftigen wir sie?

Das ist eine ernste Frage, die auch nach der Wiederaufnahme des Schulunterrichts in den meisten Gauen unseres Vaterlandes nicht gegenstandslos geworden ist. Denn es wird vielfach so sein, daß der Unterricht zeitlich nicht im gewohnten Maße abgehalten werden kann. Nicht alle Lücken, die durch die Einberufung von Lehrern innerhalb der Lehrkörper gerissen wurden, konnten durch die Einstellung von Ersatzlehrkräften geschlossen werden. Und eine Kürzung des Unterrichts ist hiervon die notwendige Folge. Die Kinder werden deshalb vielleicht auch in Zukunft mehr schulfreie Zeit haben, als es den Eltern lieb und ihnen selbst dienlich ist. Denn ihr Tageslauf wird nun einmal durch die Schule und die von ihr diktierten Pflichten maßgeblich bestimmt. Schon rein dadurch wurde und wird die Schule zu einem wesentlichen Erziehungsfaktor. Und wenn dieser zeitlich in seiner Einwirkungsmöglichkeit eingeengt wird, d. h. wenn der Unterricht verkürzt werden muß, dann sind Erwägungen, wie den dadurch möglichen Schäden vorgebeugt werden kann, durchaus am Platze.

Wie schon angedeutet: soweit es in ihren Kräften steht, wird die Schulverwaltung für die Aufrechterhaltung eines ungekürzten Unterrichts Sorge tragen. Wo sie es nicht kann, erwächst dem Elternhaus die Aufgabe, einen Ausgleich in der täglichen Beschäftigung der Kinder herbeizuführen. Die Schule wird ihr dabei durch vermehrte häusliche Arbeiten zumeist zur Seite stehen. Dennoch wird der Tag des Kindes durch die

von ihr geforderten Pflichten nicht ausgefüllt und da, wo etwa aus besonderen Erwägungen der Unterricht noch ganz ausfällt, unerträglich lang sein.

Wie beschäftige ich meine Kinder? Diese Frage gewinnt in den Familien eine besondere Bedeutung, in denen der Vater zum Heeresdienst eingezogen ist, und in denen die Verantwortung der Erziehung neben anderen Sorgen allein auf der Mutter lastet.

Hier aber wie dort sei eines als Richtlinie für die Lösung des Problems vorausgeschickt: Hüten wir uns die Frage und das in ihr einbeschlossene Problem nur so zu sehen, als sei uns um die „Unterhaltung" der Kinder bange, als wäre es am Platze, hier Kinderspiele und Dinge aufzuzählen, die den Kindern die Langeweile vertreiben. Nein, Beschäftigung will hier im Sinne von Arbeit und Pflicht aufgefaßt sein, die den Tag des Kindes nach Maßgabe seines Könnens ausfüllen. Daß dabei die Freizeit und auch das Spiel als heiliges Recht der Kinder unangetastet bleiben müssen, versteht sich am Rande.

Arbeit und Pflicht! Sie stehen als Leitwort über dem Leben unseres Volkes, und in der gegenwärtigen Zeit eindringlicher als je. Sie müssen auch unsern Kindern bewußt werden, auf daß sie nicht träumend, ahnungslos und verspielt über die Tage hinwegleben, die für die Nation Schicksalstage sind.

Für das deutsche Volk gibt es zur Zeit nur ein Ziel: Sieg der gerechten Sache. Im Zeichen dieses Siegeswillens steht all unser Tun, und von der Geschlossenheit unseres Willens und unserer Einsatz- und Opferbereitschaft wird der Enderfolg einzig und allein abhängig sein. Die Kinder in diese Abwehrfront der Heimat stellen, heißt diese verstärken und — Erziehungsarbeit an den Kindern leisten.

Es sei darum den Eltern, insbesondere aber den Müttern als Mahnung dringend ans Herz gelegt: Gebt euren Kindern Aufgaben, legt ihnen Pflichten auf, Tag um Tag, und — sorgt dafür, daß sie erfüllt werden! Denn mit dem Letzteren haperte es bislang in vielen Elternhäusern. Da kriegte wohl der Junge den Auftrag, täglich das Brennholz und die Kohlen aus dem Stall oder dem Keller in die Wohnung zu holen, da war wohl dem Mädchen aufgetragen worden, die Abwäsche nach dem Mittagessen zu übernehmen; aber wie sah die Praxis aus? Ein- oder zweimal hatten sie sich mit mehr oder weniger Feuereifer über die Arbeit gestürzt, dann jedoch mit allerhand Ausflüchten sich von der Arbeit zu drücken verstanden: Und die Mutter hatte — sie sagte: „Was soll ich mich erst lange ärgern?!" — die Arbeit selber getan. Nein — so darf diese ernste Frage nicht angepackt werden! Vom ersten Tage an muß mit unerbittlicher Strenge darüber gewacht werden, daß die Kinder die ihnen übertragenen Pflichten auch erfüllen. Da darf keine Ausrede gelten, und da müssen ihnen vielleicht einmal mit ganz drastischen Mitteln die Folgen ihrer Pflichtversäumnis vor die Augen geführt werden. Sind sie erst einmal daran gewöhnt, wird ihnen die Arbeit als Bestandteil ihres Tages eine Selbstverständlichkeit sein.

Gut ist es, wenn diese Gewöhnung aus der Einsicht in die Notwendigkeit oder aus der natürlichen Liebe zu der sorgenden Mutter geboren wird. Da ist sie fester fundiert, als wenn nur die Furcht vor der Strafe sie zum Helfen zwingt.

Der Aufgaben, die den Kindern im Haushalt ohne Bedenken zugeteilt werden können, deren Erfüllung der ohnehin schon genug geplagten Mutter das Leben etwas erleichtern kann, und die obendrein im höchsten Maße erzieherisch auf die Kinder wirken, sind unendlich viele. In Haus und Hof und Garten, in Küche und Keller, bei der Wartung jüngerer Geschwister, bei der Pflege des Kleinviehes — überall gibt es Aufgabengebiete, die von Kindern versehen werden können und deren Uebernahme durch Kinder eine Hilfe im Gesamthaushalt darstellen.

Mütter, teilt euren Kindern Arbeiten zu! Gleich noch heute! Und sorgt vom ersten Tage an für ihre peinliche Ausführung. Dann schlagt ihr zwei Fliegen mit einer Klappe: Eure Kinder haben eine ihrer Erziehung dienliche Beschäftigung und sind nicht dem Müßiggang und seinen Gefahren ausgesetzt und — ihr habt eine Hilfe!

Der Großeinsatz von Kindern bei der Bergung der Hackfruchternte wird in vielen Gebieten unseres Vaterlandes die Sorge um eine angebrachte Beschäftigung der Jugendlichen wesentlich verringern. Und daß sie vielerorts während der ersten Septemberwochen von den Befehlsstellen des Jungvolkes und der HJ. als Ordonnanzen eingesetzt waren, wird von vielen Elternhäusern mit Genugtuung empfunden worden sein.

Bleibt die Sorge um die Schule und um ein etwaiges Zurückbleiben in den schulischen Kenntnissen und Fertigkeiten. Sie lastet nicht nur auf den Eltern allein, auch die Schule weiß um sie und ist bemüht, da, wo etwa eine Kürzung der Unterrichtszeiten unvermeidbar war, durch besondere Pflege der Hauptfächer — Deutsch, Rechnen und Geschichte — den Schaden so gering wie möglich zu gestalten und die Versetzungsreife oder die Reife zum Uebergang auf eine höhere Schule unter allen Umständen zu erzielen. Mehr als je bedarf sie hierzu der verständigen Mitwirkung des Elternhauses und der Inanspruchnahme des häuslichen Fleißes der Schüler. In den Orten oder Landschaften, wo infolge höherer Erwägungen der Unterricht längere Zeit gänzlich ruht, appelliert die Schule an die Elternschaft, durch tägliches Ueben mit den Kindern deren Schulkönnen nicht absinken zu lassen. Fibel, Lesebuch und Rechenbuch und auch die Tageszeitung bieten Möglichkeiten die Fülle, und die tägliche Seite Schönschrift ist auch für die Größeren nicht von Uebel.

Die Erhaltung der körperlichen und seelischen Gesundheit unserer Kinder ist eine Pflicht gegenüber den Vätern, die an der Front ihr Leben für die Familie und die Heimat einsetzen und auch eine Pflicht gegenüber dem Staate, dessen künftige Bürger sie sein werden. Sie durch Beschäftigung in dem angedeuteten Sinne zur Pflicht zu erziehen, heißt einer Pflicht nachkommen.

Johannes Otto.

Jungen und Mädel helfen mit!



Aufnahmen: Atlantic-Photo, Dr. Weskamp

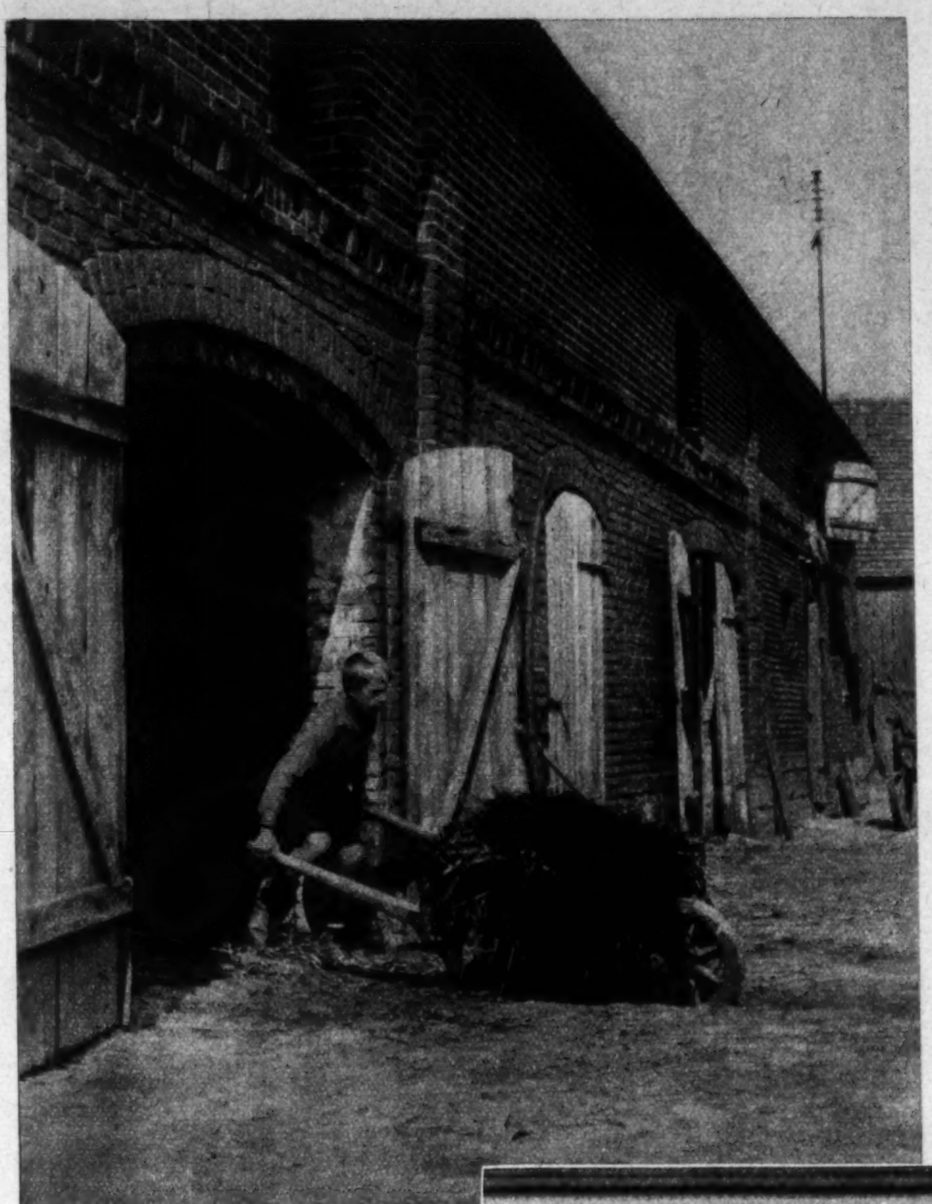
Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach hat die deutsche Jugend in HJ. und BdM. zum Einsatz aufgerufen. Der Generalfeldmarschall Göring hat in seiner großen Rede diesen Aufruf wiederholt und mit seiner ganzen persönlichen Autorität, nicht nur von Amts wegen, unterstrichen. „Die Jugend wird sich, das weiß ich, (so sagte er) mit Leidenschaft und mit heiliger Begeisterung in den Dienst der Sache stellen." Wer die deutsche Jugend in diesen ersten Septembertagen gesehen und mit ihr gesprochen hat, wie sie, ihrer Schulpflichten zeitweise entbunden, mit glänzenden Augen und brennenden Herzen nach dem Augenblick ihres Einsatzes fieberte, der weiß auch genau, daß der Generalfeldmarschall hier nicht ins Leere gesprochen hat. Die deutschen Jungen und die deutschen Mädel werden da sein, wo man sie braucht, und sie werden sich einsetzen mit ganzer Kraft. Daran ist gar kein Zweifel.

Bleiben die Eltern. Daß die Mütter gerade in diesen ernsten und schweren Schicksalswochen der Nation ihre Kinder am liebsten bei sich hätten, ist menschlich voll verständlich. Daß die Väter weiter in die Zukunft ihrer Söhne und Töchter denken und sich fragen, welchen Einfluß der Arbeitseinsatz *ihres* Jungen, *ihres* Mädels auf deren spätere Entwicklung, vor allem auf deren Berufslaufbahn haben werde, ist den Vätern wenigstens nicht übelzunehmen. Sie und die Mütter sind ja die verantwortlichen Erzieher. So setzen gerade die Eltern dem Ruf nach dem Einsatz der Jugend, wenigstens nach dem *freiwilligen* Einsatz, oft genug einen stillen oder lauten, auf alle Fälle aber recht beharrlichen Widerstand entgegen. Sie wollen sich damit durchaus nicht Hermann Göring und Baldur von Schirach widersetzen; beileibe nicht! Sie finden nur, daß gerade bei *ihrem* Jungen und bei *ihrem* Mädel die Dinge doch „nicht so einfach" lägen. Und sobald sie so denken und reden, beginnt ihr Unrecht.

Zwei Hauptbedenken der Mütter und Väter stehen allen andern voran. Die Mütter sagen: wird das Kind „es" denn aushalten? Und die Väter befürchten, daß der Junge, das Mädel durch den Einsatz von Monaten vielleicht ein Jahr ihres Lebens „verlieren" könnte. Die sorgenden Mütter wissen aus der Bekanntschaft oder aus der Nachbarschaft oder vom Hörensagen Unglücksfälle anzuführen, die z. B. bei der Landarbeit vorgekommen sind; einige solcher Fälle haben „sogar in der Zeitung" gestanden. Und selbst wenn kein Unfall eintrete, man wisse doch nicht, in welches Haus und zu welchen Leuten ihr Junge und ihr Mädel kommt, was sie dort erfahren und lernen werden, wie man sie dort behandeln wird, ob sie auch genug und ordentlich zu essen bekommen, ob man sich um ihre Wäsche, um ihre Pflege, um dies und das und noch anders genügend kümmern wird. Und die Väter fürchten doch, bei aller Anerkennung der Notwendigkeit, daß in der Landwirtschaft Hilfe geleistet werde, daß die Kinder der schwer arbeitenden Volksgenossen betreut, daß die Kranken und Verwundeten gepflegt, die Flüchtlinge aus den Kampfgebieten untergebracht und versorgt werden, daß Handel und Wandel nach Möglichkeit weiter gehe und daß man überall die jugendlichen Kräfte brauche, sie fürchten doch bei allem Verständnis (wie sie sagen) für die Begeisterung der Jugend, eine solche Unterbrechung der Höheren Schule und der Familienerziehung könne ungünstig auf die Zukunft ihrer Kinder wirken. Das heißt mit dürren Worten: manche Mütter, manche Väter suchen nach einer Ausrede und nach einem Ausweg für ihren „besonderen" Fall.

Dazu muß in aller Freundlichkeit, aber auch in aller Deutlichkeit einiges gesagt werden.

Den Müttern: Der Platz, an dem ihr Junge, ihr Mädel zum Einsatz kommt, darf nicht mit einer Sommerfrische verwechselt werden. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß der junge Mensch bedient wird, wie er



Straße, selbst an der Hand der Eltern sicher vor jedem Unfall? Zudem kann man wohl ohne Uebertreibung behaupten, daß die meisten und schwersten Unfälle durch Leichtsinn und durch Unterschätzung der Gefahr entstehen, nicht aber dadurch, daß man den jungen Menschen zu einer Leistung veranlaßt, der seine Kräfte noch nicht gewachsen sind. Denn das tut kein vernünftiger Mensch. Was aber das „Aushalten" angeht, so kann man ruhig sagen, daß jeder Mensch — und erst recht jeder junge Mensch! — weitaus mehr leisten und viel mehr an Anstrengungen ertragen kann, als er sich selbst vorher zugetraut hat und als andere ihm vorher zutrauten. Wenn er nämlich will und wenn er muß! Dafür sind die Soldaten im Felde das beste Beispiel; jeder alte Frontkämpfer weiß das aus eigener Erinnerung. — Und endlich, den ängstlichen Müttern zum Trost: kein Junge, kein Mädel steht ja allein auf dem Platze des Einsatzes. Jedes hat Halt an den andern, für jedes wird planmäßig gesorgt. Denn die Volksgemeinschaft hat nicht das mindeste Interesse, ihren Nachwuchs und damit ihre Zukunft zu gefährden.

Den Vätern ist zu antworten: es ist kein „Verlust" an Zeit und an Zukunft, wenn ihr Junge, wenn ihr Mädel sich jetzt einsetzt, wo es gebraucht wird, sondern ein in seinen Folgen und Auswirkungen gar nicht abzuschätzender Gewinn. Die Sehnsucht jedes gesunden jungen Menschen ist Erwachsensein; er will endlich für „voll" genommen werden. Daraus entspringen bekanntlich in den kritischen



es vielleicht (leider) gewöhnt ist, sondern allein darauf, daß er dient. Und Junge wie Mädel wollen im Grunde gar nichts anderes, wenn sie an Körper und Seele gesund sind. Mit den allermeisten ihrer großen und kleinen Sorgen stellen sich die Mütter, ohne sich dessen freilich bewußt zu sein, aber selbst das denkbar schlechteste Zeugnis aus. Ist der erzieherische Einfluß von Mutter und Vater so gering gewesen, daß zufällige schlechte Beispiele ihn sogleich wegräumen können? Ist ihr Kind so unselbständig und lebensfremd erzogen, daß es sich seiner Haut nicht wehren kann, wenn ihm wirklich Unrecht geschieht, und daß es sich nicht einmal selber helfen kann, wenn die mütterliche Hand ferne ist? Wozu ist denn dann das Kind überhaupt erzogen worden? Für das Leben und seinen Kampf oder um immerdar ein Kind seiner Mutter zu sein? — Mit den Unfällen aber ist es so: Gewiß können sie vorkommen und kommen sie auch mal vor. Aber ist denn der Junge und das Mädel in der Stadt, auf der

Jahren der Jugend recht seltsame, manchmal sehr komische, manchmal aber auch sehr bedenkliche Handlungen. Es gibt aber keine bessere und keine reellere Gelegenheit, sich als „voll“ zu erweisen, als die Gelegenheit zu tatkräftiger Hilfe an andern Volksgenossen. Helfen dürfen, gebraucht werden von den andern, sich einsetzen können, wo es notwendig ist, das ist Glück für alle ordentlichen Menschen, und ganz besonders für jeden Jugendlichen; ausgeschlossen sein aus der Gemeinschaft der Tätigen, nicht oder noch nicht gebraucht werden, abseits zu stehen, wo die andern sich einsetzen, das ist tiefstes Unglück für jeden Mann und jede Frau, am allermeisten für unsere Jungen und Mädel. Dieses Unglück darf ihnen nicht zugefügt werden durch elterliche Vorsicht am falschen Platze! Das Glück der tätigen Leistung darf ihnen nicht vorenthalten werden durch eine irrige, kurzsichtige und engherzige Berechnung. Das höchste Ziel und die beste Aufgabe jeder Schule ist es, den jungen Menschen seinen rechten Platz in der Gemeinschaft finden zu lassen und ihn für diesen Platz so gut als möglich vorzubereiten. Aber die beste Schule kann nicht wetteifern mit dem Leben selbst. Wo immer ein Junge zum Dienst aufgerufen wird, an welchen Ort immer ein Mädel zur Mithilfe herantritt, sie werden sich bewähren wollen und eben an dieser Bewährung lernen, welche Kräfte, welche Fähigkeiten ihre besten sind. Wer über seinen Beruf und seine Zukunft nur nachsinnt oder andere (vor allem die Eltern) nachdenken läßt, der kann irren und Umwege gehn; es ist damit nicht

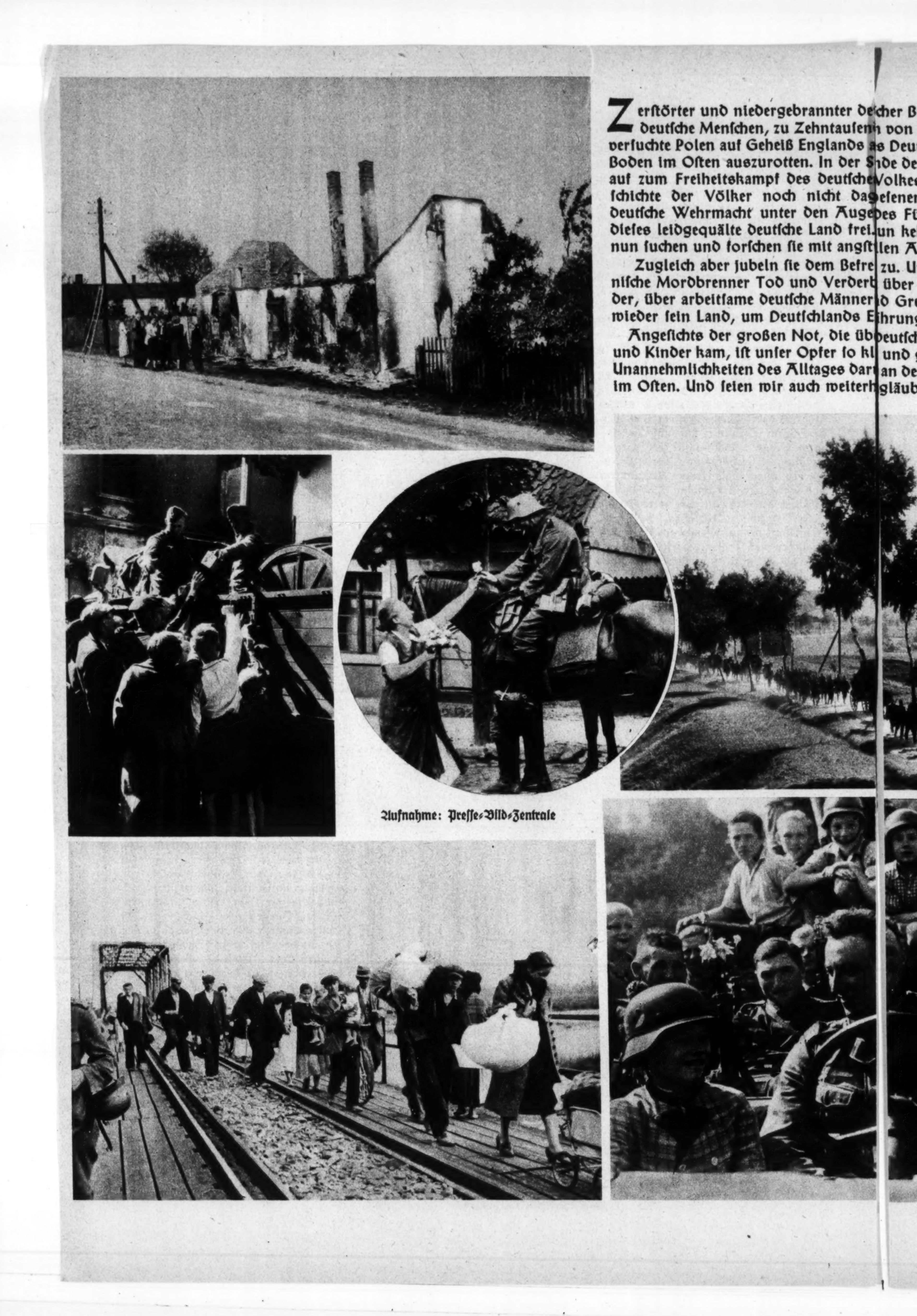




gesagt, daß der Irrtum unbedingt schädlich sein muß und daß der Umweg nicht doch noch ans rechte Ziel führt. Aber die Leistung, die handfeste Tat kennt keine Irrtümer und keine Umwege; hier erweisen sich Fähigkeiten und Kräfte, auch manchmal bisher noch niemals beobachtete, unmittelbar. Es gibt also gar keine bessere Möglichkeit für die Jungen und Mädel, ihre Zukunftsabsichten und ihre Kräfte zu prüfen, als der Einsatz, zu dem sie jetzt aufgerufen sind. Wenn der Ernst des Lebens eher an sie herantritt, *verlieren sie nicht* (im Sinne übervorsichtiger Eltern), sondern *gewinnen*: nämlich eine Reife, eine Selbsterkenntnis, eine Zuversicht und damit eine Selbstsicherheit, die ihnen keine andere Zeit so geben könnte.

Mütter und Väter: laßt also die Jugend dem Drange ihres Herzens und ihrer nationalen Pflicht folgen! Macht ihnen diese Folge nicht schwer, sondern macht sie ihnen leicht, indem Ihr auch mit Euren Herzen bei ihnen seid!

Hans Hajek.



Zerstörter und niedergebrannter de cher B
deutsche Menschen, zu Zehntausen von
versuchte Polen auf Geheiß Englands as Deu
Boden im Osten auszurotten. In der S nde de
auf zum Freiheitskampf des deutsche Volkes
schichte der Völker noch nicht da esener
deutsche Wehrmacht unter den Auge des Fü
dieses leidgequälte deutsche Land frei. un ke
nun suchen und forschen sie mit angst len A

Zugleich aber jubeln sie dem Befre zu. U
nische Mordbrenner Tod und Verderb über
der, über arbeitsame deutsche Männer d Gr
wieder sein Land, um Deutschlands E ihrung

Angesichts der großen Not, die üb deutsch
und Kinder kam, ist unser Opfer so kl und
Unannehmlichkeiten des Alltages dar an de
im Osten. Und seien wir auch weiterh gläub

Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

De cher Besitz, zu Tausenden erschlagene
enh von Haus und Hof vertrieben – so
s as Deutschtum auf uraltem deutschen
S nde der größten Not rief der Führer
he Volkes. Und in einem in der Ge-
pa esenen Vormarsch vernichtete die
ge es Führers den Feind und machte
ei un kehren die Vertriebenen zurück,
gst len Augen nach ihren Lieben.

fre zu. Und wo vor kurzem noch pol-
erb über unschuldige Frauen und Kin-
er d Greise brachten, pflügt der Bauer
s E hrung zu sichern.

üb deutsche Männer und Frauen, Greise
kl und gering. Messen wir die kleinen
ar an dem Leid der deutschen Menschen
er gläubig und stark!







Aufnahme: Atlantic-Photo





Einen Augenblick nachdenken . . .

Neulich gab der deutsche Rundfunk im Rahmen des offiziellen Heeresberichts die Meldung durch, daß Teile eines französischen Spähtrupps die Grenze überschritten hätten. Von deutschen Truppen seien die Franzosen unter Verlusten in ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen worden.

Das war der kurze Inhalt einer Meldung, die — streng genommen — anzeigen wollte: im Westen nichts Neues. Und jeder Deutsche, der diese Meldung hörte, wird sich gesagt haben: hoffentlich sind die Franzosen nicht so töricht, gegen unseren Westwall anzurennen, um ihre beste Jugend dort nutzlos verbluten zu lassen. Es kann aber auch sein, daß da und dort ein Volksgenosse nur mit halbem Ohr hingehört hatte. Und einer von diesen stürzte bald nach dieser Rundfunkmeldung auf mich zu: „Haben Sie schon gehört . . . ? Die Franzosen sollen in den Westwall eingedrungen sein . . . !"

Ist das nun Dummheit oder ist es schon Böswilligkeit? In diesem Falle kannte ich den Volksgenossen, es ist ein ganz anständiger und stets hilfsbereiter Mensch. Was mich den Mann aber einen Augenblick lang entsetzt ansehen sah, war nicht etwa der viel zu dumme Inhalt seiner Meldung, sondern — er war Frontsoldat des Weltkrieges! Und dieser Mann sagt so etwas gedankenlos daher. Er sagt allerdings nicht, die Franzosen **sind** in den Westwall eingedrungen, nein, er bedient sich der strengen Form des Gerüchts, er sagt: die Franzosen **sollen** in den Westwall eingedrungen sein. Damit klingt es weniger verantwortungsbewußt, und das gehört zu einem Gerücht, denn das Gerücht lehnt jede Verantwortung grundsätzlich ab.

Wie ist so etwas möglich? fragt sich jeder. Sehr einfach, dieser sonst ganz brauchbare Volksgenosse hat in diesem Falle einen Augenblick lang nicht nachgedacht. Gerade er als Frontsoldat des Weltkrieges hätte sogleich wissen müssen, daß es für den Gegner einfach unmöglich ist, in den Westwall einzudringen. Denn wenn er einen Augenblick nachgedacht hätte, dann wäre ihm sogleich klar geworden, welchen Unsinn — und welchen gefährlichen sogar — er da eben geredet hat. Zum Beispiel: im Weltkrieg haben wir die Siegfriedstellung ausgehoben. Aber unter welchen Verhältnissen! Fortgesetzter, stärkster Beschuß durch den Feind, Mangel an notwendigen Baustoffen, völliger Mangel an ausreichenden Facharbeitern. Und dennoch erstand hier in wenigen Monaten eine Stellung, die der Gegner nicht niederzuringen imstande war! Tage-, wochen- und monatelang hat er sie unter konzentrisches Feuer aller Kaliber genommen, aber eine Sturmwelle nach der andern brach im mörderlichen Abwehrfeuer unserer Truppen blutig zusammen. Diese Stellung hätte der Feind niemals bezwingen können, wenn — ja, wenn die Heimat nicht die Nerven verloren und dadurch den Zusammenbruch der Front herbeigeführt hätte.

Nun aber unser Westwall. Man braucht ihn nicht unmittelbar oder im Film gesehen zu haben, man braucht nur ein ganz klein wenig nachzudenken, dann weiß man, daß hier ein Einbruch nicht nach Tagen und Wochen und Monaten möglich ist, daß an einen Durchbruch aber überhaupt nicht zu denken ist. Denn unter welch unvergleichlich günstigeren Bedingungen ist er erstanden. Wir hatten mehr als eineinhalb Jahre Zeit, wurden durch kein feindliches Störungsfeuer abgehalten, konnten die besten Fachleute Deutschlands und ein Heer von Bauarbeitern einsetzen. Dazu stand uns das beste Material in überreichlichen Mengen zur Verfügung. Und als dieser Westwall stand, besetzten wir ihn mit den Kerntruppen unserer Wehrmacht. Einer Truppe also, die im Gegensatz zu der abgekämpften Besatzung der Siegfriedstellung des Weltkrieges blutfrisch ist.

Und in diesen größten und modernsten Festungswall der Geschichte sollte der Feind schon sogleich nach Ausbruch der Feindseligkeiten eingedrungen sein? Der gleiche Feind, der vergeblich gegen die unverhältnismäßig schwächere Siegfriedstellung des großen Krieges anrannte?

So erlebte ich also die Geburtsstunde eines Gerüchts. Wenn es nicht sogleich abgewehrt wäre, hätte es seine Runde machen können und viele Herzen bedrückt.

Darum, deutscher Volksgenosse: denke bitte bei allem stets einen Augenblick lange nach! Stelle dir immer wieder die Frage: kann das möglich sein? Und du bist stets der erste, der das Gerücht, dieses unheimliche Schlinggewächs des Sumpfes, vernichtet!

Möller-Crivitz.

Brief eines Mitarbeiters an den Schriftleiter

Mein lieber und verehrter Freund!

Während ich nun hier viele befreundete Mütter und Frauen trösten muß, weil „ihrer" **draußen** ist, muß ich nun Sie trösten, weil Sie **drin** bleiben müssen. Nehmen Sie das nicht zu schwer; es muß jeder mal dran kommen und was ich von Ihrem Lebenslauf weiß, besagt, daß Sie eigentlich einer ganzen Reihe von Leuten schon eine Menge vorweggenommen haben. Nun lassen Sie auch mal die anderen ran. Außerdem möchte ich Ihnen ernsthaft sagen: Ich habe damals im Roten Kreuz den Krieg 4½ Jahr im Hinterlande erlebt. Ich selbst weiß am besten, wie stark die Zermürbung des Hinterlandes war, weil eben die Korsett-Stange erfahrener, tüchtiger und energischer Persönlichkeiten fehlte. An der Front saß alles, was männlich war; hinten saßen wir alten Weiber und körperlich Kümmerlichen, und leider waren viel zu wenig geschulte, nötigenfalls brutal energische Persönlichkeiten damals „hinten". Sie können auch in der Wallstraße schwere und schwerste Kriegsarbeit leisten und ich darf Ihnen da aus meiner Erfahrung sagen, daß diese Art Arbeit anstrengender und zermürbender ist, weil sie pausenlos geht; der Kämpfer kommt doch immer mal in die Ruhestellungen. Er hatte die anregende und aufpeitschende, sagen wir ruhig Sensation eines Großkampftages, eines erfolgreichen Angriffes hinter sich; er sah die großen Führer, er erlebte als Wissender Erfolge der anderen Kampfverbände; kurz, er stand in einem aktiven übersteigert lebendigen Erleben, das ihm aber ab und zu die Entspannung der Ruhe-Tage, des Urlaubs oder des friedlicheren Front-Abschnittes gönnte. Im Hinterlande war aber all dieses Anregende und Anfeuernde nicht vorhanden. Draußen wurde gesiegt, zu uns kamen diese furchtbaren, endlosen Transporte zerschmetterter und zertrümmerter Menschen, das ganze heulende Elend von Witwen und Waisen, die Hilflosigkeit der Dummen, die Böswilligkeit der Schlechten; kurz, wir sahen den Krieg ausschließlich, wenn ich so sagen darf, von der Kehrseite und um das zu ertragen, braucht man beinahe nicht weniger Heroismus als zu einem leidenschaftlichen Sturmangriff oder zu einem zäh verbissenen Aushalten im Trommelfeuer. Unterschätzen Sie Ihre Leistung nicht. Jede Ihrer Zeilen kann stärkend oder schwächend wirken, jedes Ihrer Bilder, das Sie für Ihre Schriften auswählen, ebenso. Damit haben Sie eine schwere Verantwortung zu tragen und, ehrlich gesagt, gerade wenn es Ihnen andersrum lieber wäre, so ist eben **dies** das Opfer, was von Ihnen verlangt wird. . . .

Walter Deneke.

Küche 1939

In vielen deutschen Häusern stehen heute noch die Kriegskochbücher, die zwischen 1914 und 1918, ja auch noch später, in vielen Ausgaben, Ausstattungen und mit sehr unterschiedlichem Gebrauchswert erschienen; dazu kommt die lebendige Ueberlieferung der Mütter und Großmütter, die schon vor 25 Jahren am Kochherd standen. Es ist fast selbstverständlich, daß man heute auf jene Vorschriften und Gebrauchsanweisungen von damals zurückgreift, oder wenigstens, daß man sich fürchtet, es tun zu müssen. Aber es kann gar nicht dringlich genug davor gewarnt werden. So wenig wie die Ersatzstoffe und die Lebensmittelkarten des Weltkriegs etwas mit den Werkstoffen und Ausweiskarten von heute zu tun haben (der Generalfeldmarschall Göring hat in seiner großen Rede gerade sehr nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht), so wenig sind auch die Küchenrezepte des Weltkriegs für unsere Volksgenossen von heute brauchbar.

Die Kriegsküche von 1914—1918 ging nämlich beinahe grundsätzlich von dem aus, was nicht vorhanden war. Kuchen z. B. ohne Mehl, ohne Eier, ohne Fett, ohne Zucker zu backen: das war das Kunststück, das gelehrt werden sollte. Zu diesem Behufe ersetzte man Mehl durch Kaffeesatz, und als man keinen Kaffee mehr hatte, durch geraspelte Kohlrüben; anstelle der Eier nahm man ein undefinierbares gelbes Pulver; das Fett wurde weggelassen und der Zucker durch Sacharin vorgetäuscht. Das Ganze schmeckte scheußlich, aber es war doch Kuchen, man setzte ihn sogar mit besonderem Stolz den unglücklichen und nichtsahnenden Gästen vor, die einem ins Haus kamen. Beim Gegenbesuch rächten die sich, indem sie dem Gastgeber von voriger Woche selbstgebrautes Bier kredenzten. Aber die Fassade wurde strenge gewahrt: Nachmittags gab es eben Kaffee und Kuchen, abends gab es Bier mit belegten Broten. Wie das Zeug schmeckte, aus welchen geheimnisvollen Chemikalien es bestand, das war eine andere Sache. —

Unterdes aber hat sich mehr als einiges geändert. Die Nahrungswirtschaft des deutschen Volkes ist aus den schmutzigen Händen gerissener Großhändler und Spekulanten in die treuen Hände eines besondern Standes übernommen worden: des Reichsnährstandes. Dem aber können selbst die böswilligsten Meckerer und Gerüchtemacher keinen Eigennutz, kein Kriegsgewinnlertum, keinen bösen Willen vorwerfen. Jüdische Schiebermanieren und gewissenloser Schwindel mit wertlosen „Ersatzmitteln" haben — darüber sind wir uns doch wohl alle im Klaren — vollständig und ohne Möglichkeit einer Wiederkehr aufgehört. Es kann sein, daß die für die Verteilung verantwortlichen Stellen da oder dort organisatorische Fehler machen, denn auch sie sind eben Menschen, die aus Erfahrungen lernen müssen; aber Fehler kann man nach und nach verbessern. Gemeine Gesinnung, Habsucht, Eigennutz, die Charaktereigentümlichkeiten des Kriegsgewinnlers, ließen sich indessen nicht und niemals verbessern, weil sie sozusagen in der Natur des Kriegsgewinnlers lagen. Daher hat der Nationalsozialismus den Kriegsgewinnler selbst ausgerottet und wirksam verhindert, daß er wieder auftreten könne. — Das Zweite, was gegen 1914—1918 grundsätzlich anders geworden ist, ist dies: Schon mehrere Tage vor Beginn unseres notwendigen Eingreifens in Polen wurde eine geordnete Verteilungswirtschaft aller lebenswichtigen Güter eingeführt; eine werbende und den Verbrauch durch bewegliche Sperrmaßnahmen regelnde Verbrauchslenkung besteht in Deutschland schon recht lange — sie wirbt für reichlich vorhandene Güter und drosselt knapp werdende oder auf Vorrat gelegte Erzeugnisse entsprechend ab. — Und das Dritte, Wichtigste: es ist, durch eine sehr planmäßige Vorratswirtschaft, durch mehrere ausgezeichnete Ernten und durch richtig abgeschlossene Handelsverträge tatsächlich etwas zu regeln und zu lenken da! Nicht alles in gleicher Fülle, aber doch von allem reichlich genug, uns vor Hunger zu bewahren. Luxuriöser Ueberfluß ist im Kriege nicht nötig; wichtiger aber ist, keine Furcht vor Hunger haben zu müssen!

Auf diesen Tatsachen und nicht auf unangenehmen Erinnerungen muß sich die Kriegsküche von heute aufbauen. Mit einem Worte ausgedrückt: sie muß so gut und so vollkommen wie möglich verwerten, was da ist, und sie hat nicht nach dem zu schielen, was nicht da ist. Wir entsagen dem zweifelhaften Ehrgeiz, „Eierkuchen ohne Eier" zu backen oder eine Suppe zu kochen, die „genau wie Rindsuppe" schmeckt, wenn wir einmal kein Rindfleisch beim Fleischer bekommen haben. Solche fadenscheinige Zauberei ist der Stolz der Spießbürger. Wenn unsere Butterration zu Ende ist, dann essen wir unser Brot mit Pflaumenmus bestrichen oder trocken, denn Brot und Mus sind echt, wir haben aber keinerlei Sehnsucht nach irgendeiner Schmiere, die „ganz wie Butter aussieht", nach gar nichts schmeckt,

unserem Körper keine Nahrung zuführt und also reiner Selbstbetrug wäre. De Küche der Gegenwart löst sich von jedem starren Schema. Die Vorstellung, ein Mittagessen sei nicht vollständig ohne Suppe, Braten, doppelter Zuspeise und süßer Nachspeise, war schon längst überholt; jetzt ist sie für die Hausfrau geradezu schädlich. Wir gehen jetzt vom angebotenen Rohstoff aus, von der Kartoffel, vom Gemüse und Obst, vom Fisch usw. Wir fragen nicht nach dem, was zur Zeit fehlt oder schwer zu haben ist, sondern fragen, was sich mit dem massenhaft Angebotenen *möglichst abwechslungsreich* machen läßt. Wir rechnen mit dem, was wir in Händen haben, nicht mit dem, was wir möchten. Haben wir Schweinefleisch, so bereiten wir Schweinefleisch zu und jammern nicht wie Kinder, weil wir lieber Kalbfleisch gehabt hätten; gibt es wenig Fleisch, dann stellen wir uns für die übrigen Tage auf Fisch oder auf fleischlose Kost um, ohne Geflenne darüber aber bitte, denn sonst kann uns weder der Fisch noch der vegetarische Tisch schmecken. Diese neue Küche verlangt allerdings etwas Kochkunst, etwas Fantasie und etwas Wendigkeit von der Hausfrau und die Fähigkeit, sich angenehm überraschen zu lassen, von allen ihren Tischgästen. Sture Pedanten können das nicht; wer aber möchte gern zu ihnen gerechnet werden? Das vielzitierte Wort, daß der Bauer nicht fresse, was er nicht kenne, wird immer wieder mißverstanden; es besagt in Wahrheit nämlich nur, daß der rechte Bauer fast ausschließlich von seinen eigenen Erzeugnissen lebt. Der Städter, der alles kaufen muß, hat zu solcher für den Bauer berechtigten Beharrung nicht das mindeste Recht; er hat auszuwählen unter dem, was der Markt ihm bietet. Und wenn der Markt beweglicher wird, muß er es eben auch werden. Gibt es viel Quarg, muß der Städter viel Quarg verbrauchen; war der Fischfang an der Küste reich, dann muß er viel Fische essen. Die Hauptsache ist, daß er gesund bleibt und daß er satt wird. Zu beidem gibt es, auch in der Ernährung, mehr Wege, als gedankenlose Köpfe sich denken können. Zum Sattwerden und zum Gesundbleiben aber reichen die Vorräte und die neuen Ernten wirklich vollkommen aus.

Hans Forstmann.

„Haben Sie das schon gehört?"

Folgender Vorfall hat sich in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 in Berlin zugetragen:

Obschon die Ernte schlecht ausgefallen war und obschon aus den Vorjahren keine Ueberschüsse vorhanden waren, wurden in Deutschland keine Maßnahmen getroffen, um dem drohenden Mangel an Lebensmitteln vorzubeugen. Auf den Verkaufstischen der Fleischer und Lebensmittelhändler, der Bäckermeister und Konditoren türmten sich wie stets die Waren. Feinstes „Dänisches" Gebäck, mit Schlagsahne gefüllte „Schillerlocken" und „Holländische" Torten wetteiferten mit den verschiedenartigsten „Buttercremes". Und wie bisher riß man sich um jeden Kunden und konnte nicht genug tun, um ihn zufriedenzustellen; ja, man tat noch ein wenig mehr Butter an den Kuchen, um auch dem verwöhntesten Gaumen zu genügen.

Da geschah es, daß in einer Konditorei einem Lehrling ein Mißgeschick passierte. Er hatte den Auftrag bekommen, vier „Holländische" Torten in der Backstube abzustellen, weil im Laden kein Platz mehr für sie vorhanden war. Anstatt nun eine Torte nach der andern auf ein Regalbrett zu schieben, glaubte er die Kraft und Gewandheit zu besitzen, sogleich alle vier Torten heben zu können. Dabei aber rutschten ihm die Torten vom Brett und fielen zur Erde. Das geschah nachmittags gegen drei Uhr.

Um diese Zeit waren viele Frauen im Laden, die sich für den Nachmittagskaffee den obligaten Kuchen und anderes schmackhaftes Gebäck besorgen wollten. Und während die Verkäuferinnen bemüht waren, den Kundinnen die Wünsche von den Augen abzulesen, kam der Lehrling mit betrübter Miene in den Laden. Dort machte er sich der ältesten Verkäuferin durch verzweifelte Gesten bemerkbar, die ihrerseits nur unwillig diese Störung hinnahm. Der Lehrling gestand ihr dann im Flüsterton sein Mißgeschick ein, wie ihm die Torten abgerutscht seien, und wie er wenigstens noch die letzte habe auffangen wollen, was ihm aber nicht mehr gelungen sei. Die Verkäuferin, die mit Schrecken an den Unmut ihrer verwöhnten Kundinnen dachte, preßte unwillkürlich eine Hand an den Mund, wie Frauen es zu tun pflegen, wenn sie plötzlich ratlos vor einem Ereignis stehen. Dann fragte sie stockend: „Alle vier? — Runtergefallen?" Als der Lehrling das mit Bittermiene schuldbewußt durch Kopfnicken bestätigte, begab sie sich mit ihm in die Backstube, um sich den Schaden anzusehen.

Dieser Vorfall, so diskret er sich auch abspielte, war den Kundinnen im Laden nicht verborgen geblieben. Zwar ahnten die meisten den wahren Zusammenhang und bedauerten insgeheim den Lehrling, der für seine Unachtsamkeit nun wohl ein paar derbe Ohrfeigen einstecken mußte. Aber es war unter den Kundinnen auch eine Frau, die nur oberflächlich hingehört hatte. Sie hatte nur die Worte „gefallen" und „letzte" und „alle vier" vernommen. Und sogleich verdichtete sich der Vorfall in ihrem Denkorgan so, wie sie ihn einer Bekannten sogleich mitteilte:

„Haben Sie schon gehört . . .? Ach, denken Sie sich nur, eben komme ich aus dem Laden von G. Wie schrecklich! Dessen Söhne sind doch auch ausgerückt und nun sind alle vier schon gefallen!! Denken Sie sich nur . . .!"

Mit den sichtbaren Zeichen tiefsten Erschreckens hört diese Frau die Kunde, dann eilt sie auch schon weiter. Und nun macht die Post die Runde. In Fiebereile durchrast sie die Stadt, peitscht sie durch die Wohnungen der Väter und Mütter, deren Söhne ebenfalls vor dem Feind stehen. Und eine tiefe Niedergeschlagenheit kommt über alle. Es nutzt nichts, daß die Verkäuferinnen der Konditorei immer wieder versichern, daß ihr Chef überhaupt keine vier Söhne habe, sondern nur zwei und daß keiner von ihnen gefallen sei, sondern nur vier Torten vom Regal, es nützt nichts, daß selbst die Zeitungen am nächsten Tage diesen Fall aufklären — das Gerücht eilt mit rasender Geschwindigkeit durch die Stadt und über das Land. Es wird schneller und lieber aufgenommen als die gute Nachricht. Viele verängstigte Mütter sitzen vor den Bildern ihrer Söhne und begleiten deren siegreichen Vormarsch mit bangen Gedanken. Die freudige Begeisterung ist für Stunden gewichen und hat Raum gemacht trüben und schweren Ahnungen.

Und all das, weil eine einfältige und dumme Frau sich aus Brocken eines aufgefangenen Gespräches eine wilde Geschichte zusammenreimte.

So entstand ein Gerücht und wie jedes Gerücht begann es: „Haben Sie schon gehört . . .?"

Mit diesem Satz beginnt jedes Gerücht. Das Gerücht aber ist die Schwester der Verleumdung.

Möller-Crivitz.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung vorbehalten;
Copyright 1938 by v. Hase & Koehler Verlag, Berlin

(Schluß.)

Der Weg nimmt kein Ende. Wo nur unser Hermelinchen die Kraft hernimmt, so weit zu laufen? Sie hat doch auch nichts Rechtes gegessen.

Immer noch nicht am Ziele! Es wird dunkel. Da muß ich mein Elfenkind doch tragen, die Füßchen versagen den Dienst.

Endlich, endlich der Hof des litauischen Kommandanten.

Schnell wird unter freiem Himmel das Lager aufgeschlagen und alle schlafen den Schlaf der Ermattung.

Am anderen Tage werden die Stimmen nach Brot immer dringlicher.

Mein Mann flitzt aus dem Hofe, obgleich es streng verboten ist, und kommt mit etwas Milch und Brot für die Kinder wieder.

Zur Mittagszeit kommt der Kommandant endlich selbst. Aber zu essen hat er nichts für uns, das ist nicht vorgesehen, doch wer Kraft hat, mag nur weiter wandern, und wer Geld hat, darf sich sogar in den umliegenden Dörfern ein Pferdchen mieten. Aber zuvor noch eine Prüfung. Jetzt kommt die Kontrolle — der Weißen.

Wir hatten den russischen Paß meiner Schwester, sie reist ja eben mit falschen deutschen Papieren, um mit uns zusammenbleiben zu können, in eins der Kindermäntelchen genäht. Kinder werden, unserer Erfahrung nach, nicht belästigt. Wir denken, daß meine Schwester ihren Paß gerade für ihre deutsche Einbürgerung brauchen wird, und man wirft überhaupt nicht gerne Dokumente fort.

Rotraut aber wird es zu warm, ohne viel zu fragen, zieht sie ihren Mantel aus, denn sie weiß ja nichts von seinem geheimnisvollen Inhalt und wirft ihn auf unsere Koffer. Der erste Griff des kontrollierenden Soldaten gilt dem Mantel. „Um Gotteswillen." Nach ein paar Augenblicken hält er den Paß in der Hand.

Wir sehen uns in sprachlosem Schreck an. Was jetzt?

„Was soll ich ihm denn sagen?" fragt meine Schwester in französischer Sprache.

„Am besten die volle Wahrheit, man muß, man wird dich verstehen."

Ohne ein Wort zu sagen, hört der Soldat uns an: „Ich muß den Paß dem Kommandanten zeigen."

Wird man meine Schwester als Spionin verhaften? Wird man ihr die Erklärung für die doppelte Reichszugehörigkeit glauben? Wird sie gefangengenommen werden, erschossen? Oh, Todesschreck und Todesangst!

Soll das der Dank sein für all ihre Treue und Liebe?

Der Kommandant macht eine fortwerfende Bewegung. Was bedeutet das? „Abführen?" oder „Laß sie laufen?"

Da kommt der Soldat wieder und gibt uns den Paß zurück. Die Sache scheint erledigt, aber die Angst bleibt.

Endlich kommt unser Vater mit einem Gefährt wieder. Nur rasch, rasch die Sachen und die Kinder aufladen und fort von hier!

Utiana ist unser Ziel, die 16 Werst legen wir eilig zurück. Durch Zufall hört mein Mann dort von einer Fahrgelegenheit. Der Boden brennt uns unter den Füßen, nur weiter, weiter. Ein Jude will uns in der Nacht bis Wilkomirz bringen, doch muß er noch einen Soldaten und eine Frau mitnehmen. Niemand hätte gedacht, daß die neun Personen und alle Sachen auf das kleine Wägelchen gehen. Aber es muß und es geht. Das brave Rößlein trabt die ganze Nacht.

In Janow, wohin uns eine Schmalspurbahn bringt, sind wir endlich in deutschem Schutz.

Zwar sind die Hilfsquellen versiegt, die Verpflegungsstationen aufgelöst, denn die Deutschen verlassen gerade Litauen, aber der deutsche Kommandant sorgt persönlich für uns.

Am anderen Morgen werden wir freundlicherweise mitgenommen und fahren mit dem letzten deutschen Zuge nach Kowno. Sogar im eigenen Abteil! Nun muß man doch etwas „Toilette" machen, bevor man die deutsche Grenze überschreitet. Mein Mann zieht seine Sporthose aus, die so oft geflickt ist, daß sie fast allein stehen kann, und versenkt sie unter die Bank. Der blaue Anzug, der Stolz der Familie, durch alle Jahre gehütet, kommt wieder zu Ehren. Ich aber verabschiede mich von meinem grauen Rocke, den ich umgekehrt trage und der trotzdem hinten und vorne große Flicken hat. Ein schwarzes Schürzchen, aus dem Bezug eines Regenschirmes genäht, versuchte bisher zu verdecken, was noch zu verdecken war. Meine Schwester, die ihre Sachen in Petersburg vorgefunden hat, kann mir mit einem Schwesternkleide aushelfen.

Am 6. Juli, genau vier Monate nach unserer Ausfahrt in Preobrashenski Sawod, betreten wir in Eydtkuhnen deutschen Boden.

Nun sind wir am Ziele unserer Sehnsucht, wir sind in unserem Vaterlande!

Aber, wie anders hatten wir es uns einst gedacht. Fröhlich wollten wir einkehren in ein siegreiches, stolzes Deutschland. Nun aber ist der schmählichste Frieden nach dem ruhmreichsten Feldzuge unterschrieben.

Und wir selbst?

Im Herzen das brennende Weh, verarmt, vereinsamt.

Am 8. Juli kommen wir nach Königsberg in die Quarantäne und Entlausungsanstalt. Dort feiert unser Hermelinchen ihren fünfjährigen Geburtstag, den sie, mit kleinen Unterbrechungen, zumeist nackt verbringt. Alle unsere Sachen nämlich werden desinfiziert und in einen Mantel gehüllt, müssen wir stundenlang warten. Niedlich sehen die drei Nackedeis aus mit ihrer braunen, blonden und lichten Haarflut; sogar die Lausemama empfindet es als Glück, daß sie diese Mähnen nicht abzuschneiden braucht. Auch wir großen Schwestern sind ganz zufrieden, uns nicht ratzekahl geschoren unserer Verwandtschaft präsentieren zu müssen. Gegen Kopfläuse wird energisch und radikal eingegriffen.

In Königsberg, in der Quarantäne, treffen die ersten Telegramme und Briefe ein.

„Ihr werten Gefährten, wo seid ihr
zur Zeit mir, ihr Lieben, geblieben?
Ach, alle zerstreut. — Die einen, sie
weinen, die andern, sie wandern,
Die dritten noch mitten im Drange
der Zeit.
Auch viele am Ziele, zu den Toten entboten,
Verdorben, gestorben in Freud und in Leid."

Diese Verse von Dreves klingen mir Tag und Nacht in den Ohren. Sprechen sie nicht tief und wahr aus, was wir alle empfinden?

Bleich scheint die Sonne im Vaterlande, und ernst und still sitzen wir auf dem Hofe der Baracken. Werden wir jetzt noch erkranken? Nein, Gottlob. Nach sieben Tagen geht es endlich nach Berlin!

Irmgards und Erikas Schuhe haben fast keine Sohlen, sie laufen mit Strümpfen in die Residenz ihres Vaterlandes ein. Aber Rotrauts Schuhe lassen noch mit sich reden; ihre gierig geöffneten Schnäuzchen können mit Draht geschlossen werden und sehen nun fast „elegant" aus.

Berlin — Berlin? Da müssen doch unser Doktor und der Riese Pinkepank leben? Wenn sie ahnen würden, wer heute eingetroffen ist! Aber unser Adreßbuch ist zerrissen, und der müde Kopf hat nichts behalten. Da fällt meiner Schwester ein, daß unser langer Freund zuweilen von einem Onkel sprach, der eine Bierhalle am Schloßplatz besitze. Sie wendet sich an einen Beamten, um den Weg zu erfragen. Und siehe da, Glück muß der Mensch haben! Der Beamte kennt nicht nur die Bierhalle, nein, er will gerade hingehen. Ist Berlin nicht ein Nest? Er verspricht, alles auszurichten.

Ich schau aus dem Fenster des Wartesaales auf den Menschenstrom. Wie anders sehen doch hier die Leute aus als in Moskau oder Petersburg! Viel mehr Leben ist in ihnen, viel mehr Energie. Doch der Menschenstrom beängstigt mich, ein Schwindelgefühl steigt auf. Ich denke einen Augenblick an Baigasina . . . Wir werden uns an vieles gewöhnen müssen!

Da drängt sich eine bekannte Gestalt durch die Menge, die alle anderen um mehr als Hauptеslänge überragt. Es ist unser guter Riese Pinkepank! Er hat seine Frau mitgebracht, die mit warmen Willkommengruß uns Blumen übergibt. Die Herlein reichen strahlend dem lieben alten Spielkameraden ihre Händchen.

Er fragt nicht nach Roland. Er weiß schon, welch Leid uns betroffen und rührt nicht an die schmerzende Wunde.

„Und unser Doktor?"

„Ja, der ist auch gesund und munter, wir telephonieren ihm mal später."

„Und Pan?"

„Pan ist zu Hause, er hat eine böse, abenteuerliche Fahrt hinter sich, soll zum Skelett abgemagert sein und ist schließlich über Oesterreich in seine Heimat g e f l o g e n."

Aber als wir nach anderen fragen, da zuckt er oft die mächtigen Schultern: „Tot, tot, tot . . ."

Da kommt mein Mann wieder. „Nanu? Sie haben ja eine feine Witterung. Schon hier?" Und er begrüßt den alten Kameraden herzlich. Aber gleich wird er ernst. „Also, wir müssen sofort weiter. Man gibt uns nicht einmal für eine Nacht Obdach in Berlin, um uns auszuruhen. Wir sind nämlich — Ausländer, Württemberger! Und unsere Mädel müssen auch auf ihren Strümpfen weiterlaufen, für sie gibt es keine Schuhe, auch sie sind Ausländer."

Ich sehe ihn sprachlos an. Für uns Auslandsdeutsche leben im Vaterlande: D e u t s c h e. Und wir haben doch als Deutsche draußen gelitten. Und hier, jetzt nach dem Kriege, nach all der gemeinsamen Not, immer noch: Bayern, Sachsen, Schwaben und Preußen!

Nun wird aber unser Berliner lebendig: „Ach, du grieses Katzchen! — Württemberger?! Ich lasse Sie nicht reisen, Sie müssen sich ausruhen; heute weiterfahren! Das wäre ja noch besser. Sehen Sie doch Ihre Damen an und das Kroppzeug! Nein, Sie kommen einfach alle zu uns. Mit Glücksgütern bin ich nicht gerade gesegnet, aber für gute Freunde ist immer Platz!"

Bald sind wir müden Wanderer in eine Droschke verpackt und werden auf das liebevollste aufgenommen. Die Zweizimmerwohnung schien sonst für das stattliche Ehepaar und die drei munteren Kinder zu eng, nun aber haben wir sechs Menschen auch noch Platz.

Am Abend kommt der Doktor mit herrlichen Nelken und Schokolade. Wieder ganz der Alte, unser eleganter Doktor. Große Wiedersehensfreude! Nach einigen Tagen der Ruhe brechen wir auf, um nach Dresden zu fahren, wo wir schon ungeduldig erwartet werden.

Nie hätte mein Bruder uns Rückwanderer erkannt. Den Schwager mit dem ungewohnten Barte, uns müde Frauen, die blassen, müden Kinder. Er ist über den Anblick seiner Verwandten erschüttert.

Die brüderliche Wohnung strömt unbekanntes Behagen aus. Wohlstand, Kunstsinn, gute Bücher, schöne Bilder, geschmackvoll geordnete Blumen in passenden Vasen.

Bei mir kommt nun doch der Zusammenbruch. Das Fieber steigt, sollte mich noch zu aller-allerletzt das Fleckfieber erwischt haben? Doch der brüderliche Arzt konstatiert nur ein Ermattungsfieber. Die gequälten Nerven versagen.

Meinen Mann zieht es in sein Schwabenländchen.

Jetzt schlägt uns eine schwere Trennungsstunde. Meine Schwester bleibt zurück. Ihre Mission ist erfüllt.

Ich winke lange, und wische mir heimlich manche Träne fort.

In Heilbronn, im Hause seines älteren Bruders, findet mein Mann mit den Seinen eine freundliche Aufnahme. Wir werden von seiner lieben Frau umhegt, verwöhnt und umsorgt, als wolle sie alles, alles nachholen, was wir in den schweren Jahren entbehrt. Auch die schwäbische Heimat erfreut uns mit Liebesgaben. Auguste Supper hat wunderbare Worte für uns Heimgekehrte gefunden, die dem Packen beigelegt sind. Wie greifen die Worte an unsere Seele:

„Das ist kein Herz, das nicht vom Gram zerrieben,
Vor Jammer krank, von bittrem Leid umkrallt.
Nur eines blieb: Die stolze Kraft zu lieben,
Arm ward die Heimat, doch sie ward nicht kalt."

Nein, nein, sie ward nicht kalt! Das haben wir empfinden dürfen. Die Liebesbeweise, die Teilnahme hört nicht auf. Es ist, als ob viele Hände sich entgegenstreckten und jede Hand will uns was Liebes tun. Der Gedanke macht uns froh, freudigen Opfermut in der Heimat zu finden. Wo Liebe ist, da ist auch Leben und Zukunft!

Wir dachten, das Vaterland brauche jeden Arm und jeden Kopf, aber es vergeht eine lange, lange Wartezeit, bis mein Mann in Berlin eine vorübergehende Arbeit findet. Die Sehnsucht nach einem eigenen Heim ist zwar brennend, aber wir nehmen die Trennung auf die lastgewohnten Schultern.

Durch die Liebenswürdigkeit einiger Damen finden wir, die Kinder und ich, einen herrlichen Unterschlupf. Versteckt im Schatten von Obstbäumen liegt ein langgestrecktes, schönes Gebäude da. Es ist der Ruhe und Erholung geweiht. Ein Glöcklein auf dem Dache ruft fünfmal am Tage die Einwohner zusammen. Fürsorge und herzliche Liebe umgibt uns. Dort sehe ich auch meine Mutter wieder, meine Geschwister besuchen uns, manch lieber Freund kehrt ein.

Und wieder wird es Frühling. Das erste zarte Schneeglöckchen, das erste Märzveilchen, die erste grüne Birke. Und dann ein Grünen, Blühen, Duften, Jubeln, Zwitschern und Summen, eine gewaltige Orgie in Farben, Düften und Tönen. Gesegnetes Land!

Inmitten der herrlichen Natur, in der Stille und dem Frieden dieses Hauses, gesundet auch mein Herz.

Jeder Mensch kann mit seinem Leide fertig werden. Mein Mann braucht eine tapfere Frau, die Kinder eine frohe Mutter.

Roland ist nicht tot, solange man seiner gedenkt.

Nach anderthalb Jahren der Trennung kann uns mein Mann wieder zu sich rufen. Im reizvollen sächsischen Erzgebirge findet er ein Arbeitsfeld und wir das langentbehrte Heim. Die Wandervögel kommen zur Ruhe, das fahrende Volk wird seßhaft.

Um den runden Tisch im Herrenzimmer sitzen wir bei der gemütlichen Hängelampe. Die munteren Herlein sind junge Damen geworden und ein vierter, blonder Kopf beugt sich über eine Handarbeit.

„Wo er nur bleibt?"

Mein Mann sieht von der Zeitung auf und lauscht. „Der Zug ist schon lange herein."

Da hört man pfeifen. „Da ist er!"

Die Augen Giselas, des vierten Herleins, das sich in der Heimat zu den drei anderen gesellt hat, lachen vor spöttischem Uebermut. „So falsch pfeift nur unser Sonnhart."

Ihren roten Backen, dem kräftigen Körperchen sieht man es an, daß ihre Kinderzeit anders verlief, als die ihrer Schwestern.

Man hört eilige Schritte, die Tür wird aufgerissen, auf der Schwelle steht, die Gymnasiastenmütze schief auf dem braunen Scheitel: Sonnhart, unser Junge!

E n d e

Etwas für kleine Rechenkünstler

Heute wollen wir uns einmal in ein Gebiet wagen, in dem ihr sicherlich beim Malnehmen nicht zu Hause seid — oder kann mir vielleicht schon jemand von euch sagen, in welcher Weise er rechnet 145 × 145? — Nein, nicht schriftlich, sondern im Kopf! Was? Das soll nicht möglich sein? Kinderleicht, sage ich euch. Hört einmal her:

145 × 145 = 14 × 15 Zehner = 2100
und 5 × 5 Einer = 25
2125

Ich will euch gleich mal ähnliche Aufgaben beschreiben, die ihr nachher, wenn euch die Lösung klar ist, ausrechnen könnt.

25 × 25 = ?	105 × 105 = ?
55 × 55 = ?	135 × 135 = ?
95 × 95 = ?	175 × 175 = ?

Da könnt ihr euch übrigens gleich mal merken, daß man solche Aufgaben auch verkürzt schreibt 175^2. Warum man so schreibt? Wenn man wissen will, wie groß der Inhalt einer Fläche ist, also beispielsweise eurer Schulstube, muß man die Länge des Zimmers mit ihrer Breite malnehmen. Nun wißt ihr sicher auch, daß es Flächen gibt, bei denen Länge und Breite gleich groß ist. Solche Flächen nennt man bekanntlich Quadrate. Wenn ich also den Flächeninhalt eines Quadrats berechnen will (also Quadratzentimeter oder Quadratmeter als Ergebnis suche), nehme ich die Größe einer Seite mit sich selbst mal und schreibe etwa 25^2 (lies 25 hoch 2) oder auch 25 [] (lies 25 zum Quadrat).

Aus der Wahl der Aufgaben seht ihr schon, daß es sich bei unserem Rechenvorteil um Zahlen handelt, deren Quadrate zu berechnen sind, die aber als letzte Stelle stets eine 5 haben.

Die Lösung ist folgendermaßen: Die Zahl 25 ist gleich weit von 20 und 30 entfernt, die Differenz beträgt 5. Und so rechne ich zuerst Zehner mal Zehner (also 20 × 30) und zähle das Ergebnis von Einer mal Einer hinzu (600 + 5 × 5 = 625). Nun habe ich aber die Aufgaben so ausgesucht, daß stets als Einer 5 vorkommt. So brauche ich also der Zehnermultiplikation immer nur 25 anzuhängen. Also:

65 × 65 = 60 × 70 = 4200
+ 5 × 5 = 25
4225

Nun löst mal die eben genannten sechs Aufgaben und merkt euch den Rechenvorteil, damit ich euch nächstens einen neuen zeigen kann.

Wer rät dieses?

Mein Kopf ist manchmal braun,
und manchmal ist er rot.
Doch wird mein Köpfchen schwarz,
dann bin ich mausetot.
Mit vielen Brüdern woh'n ich
in einem engen Haus,
muß einer aus dem Häuslein,
ist bald sein Leben aus.

Ich komme jeden Tag zu dir,
doch sahst du mich noch niemals kommen.
Hab' oft schon Krankheit, Angst und Schmerz
und Sorgen von dir weggenommen.
Komm' ich recht fleißig,
dann lebst du lang,
doch komme ich gar nicht,
dann wirst du krank.



Der Totenvogel

In dem Gebälk einer alten Scheune wohnte ein Käuzchen, das rief eines Abends in der Dämmerung: „Komm mit! Komm mit!" und flog über die Wiese in den Wald.

Ein Mäuschen, das unten vor seinem Löchlein saß, hatte den Ruf gehört, meinte, es solle mitkommen und machte sich auf den Weg.

Auf der Wiese, am Rande des Teiches begegnete ihm ein Frosch, der sprach: „Mäuschen, wohin gehst du so spät am Abend?"

„Das Käuzchen ist hinüber nach dem Walde geflogen und hat gerufen: Komm mit! Komm mit!"

„Dann gehe ich auch mit", sagte der Frosch und ging mit.

Nach einer Weile trafen sie ein Wiesel, das fragte auch: „Wohin geht ihr so spät am Abend?"

„In den Wald", sagte das Mäuschen, „das Käuzchen hat uns gerufen."

„Da gehe ich auch mit", sagte das Wiesel und ging mit.

Dann begegneten ihnen noch Hamster, Fuchs, Hase, Igel, Reh und viele andere Tiere, und alle fragten, wohin sie so spät am Abend gingen. Und als das Mäuschen erzählte, das Käuzchen hätte gerufen: Komm mit! Komm mit! schlossen sich alle der Reihe nach an und gingen mit.

Am Waldrand auf einem Baume saß aber das Käuzchen; und als es die vielen Tiere kommen sah, erschrak es und rief: „Komm mit! Komm mit!" und flog tiefer in den Wald hinein.

„Habt ihr's gehört?" fragte das Mäuschen.

„Ja!" sagten die Tiere und gingen in den Wald. Dort war es stockdunkel, sie verirrten sich und wußten bald nicht mehr, wo aus und ein.

Auf einmal hörten sie ein Rascheln im Gebüsch und sahen zwei glühende Augen.

„Ein Gespenst! Ein Gespenst!" schrien sie und liefen davon, so schnell sie die Beine trugen.

Das Gespenst war aber niemand anders gewesen als das Käuzchen, das sich aus Angst vor den vielen Tieren versteckt hatte. Als das Geschrei verstummt war, schwebte es leise über die Baumwipfel hinweg und verkroch sich wieder unter dem Dach der alten Scheune.

Inzwischen hatten sich die armen Tiere völlig verirrt und stürzten zuletzt in einen tiefen See, in dem sie allesamt ertranken. Nur der Frosch blieb am Leben, weil er schwimmen und sich über dem Wasser halten konnte.

Als er beim Morgengrauen das Unglück sah, schrie er laut: „Ach, ach, ach, ach!" und eilte mit langen Sprüngen zurück in den Teich zu seinen Kameraden. Kaum hatte er ihnen das gräßliche Abenteuer erzählt, so fingen sie alle an zu jammern und zu schreien: „Ach, ach, ach, ach!" und wollten gar nicht wieder aufhören.

Und jeden Abend in der Dämmerung muß der Frosch die schreckliche Geschichte von neuem erzählen. Seine Kameraden hören aufmerksam zu, und es ist mäuschenstill. Aber wenn er zu Ende ist, schreien sie laut: „Ach, ach, ach, ach!" und jammern und klagen die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen.

Das Käuzchen aber, das an dem ganzen Unglück schuld ist, heißt seitdem der Totenvogel. Und wenn es in der Dämmerung schreit: „Komm mit! Komm mit!" erschrecken alle Tiere und verkriechen sich in ihre Schlupfwinkel; denn sie wissen, wer dem Rufe folgt, geht in den sichern Tod.

Rudolf Kirsten.

Eine Libelle fährt aus der Haut

Wie ein feiner, durchsichtiger Schatten huschte es durch die Luft. Und dann erkannte die Fliege zu spät, daß der Schatten eine große, schillernde Libelle war. Schon zappelte sie in deren messerspitzen Fängen. Wie böse Beißzangen zwickten sie der armen Fliege den Kopf ab. Mit großen, ernsten Augen schaute die Libelle um sich. Wie schön ihre glasklaren Flügel glänzten! Und dann stieß sie sich vom Schilfblatt ab und sauste wie ein stahlblauer Blitz über das Wasser hin, und ihre vier Flügel gingen so rasch, daß man nur einen Silberschein sah.

„Ach, wer doch auch so schnell wie diese da oben fortkönnte", seufzte eine Schnecke, die mit ihrem Haus daherächzte. — „Und doch hast du es wirklich gut!" rief da die Libelle ihr zu, „wenn es dir im Herbst zu kalt wird, kriechst du an einen warmen Fleck, machst dir eine Haustür von Kalk und — schon kannst du den ganzen Winter durchschlafen. Und erst, wenn es wirklich wieder warm geworden ist, löst du die Türe ab. Sie hat ihre Pflicht getan. Und ein neues Jahr beginnt. — Und deine Kinderchen? Du legst Eier — und die Kleinen bekommen schon beim Ausschlüpfen ein Häuschen mit. — Ja, und was geschieht mit meinen Eiern?" — Das wußte leider die Schnecke nicht. Woher auch? — Aber ich weiß es. Hört zu!

Ich hatte noch gesehen, wie die Libelle an einen Pflanzenstengel, der aus dem Wasser ragte, Eier legte — fortflog und sich nicht mehr darum kümmerte. Es dauerte gar nicht lange, da schlüpften Larven, „Nymphen", heraus. Die gingen sofort ins Wasser — mit ihren 6 Beinen, einem langen Hinterleib, zwei kleinen Flügelstummeln und einem ganz gefährlichen Kopf. Es sind auch ganz schlimme Räuber! Sie fressen alles, was in ihre Nähe kommt — sogar ihre eigenen Brüder und Schwestern! — Richtig — Luft mußten sie ja auch haben! Die holten sie — wie die Fische — durch Kiemen aus dem Wasser. Aber ulkig genug ist das: Die Kiemen sitzen am Ende des Hinterleibes! Beim Fisch sind sie doch gerade vorn am Kopf, nicht wahr? —

Eines Tages aber geschieht ein Wunder: Da kriecht das Tier am Stengel einer Wasserpflanze hoch — aus dem Wasser heraus. Da sitzt es nun und — hast du nicht gesehen — platzt es am Nacken auf! Tot? Nein, nein — sondern durch diese Oeffnung kriecht es aus seiner eigenen Haut heraus! (Kannst du das auch?) Und da sitzt im Sonnenschein eine neue Libelle, neben ihr die alte Haut. Noch sind ihre Flügel ganz klein. Aber die Libelle streckt sie, bis sie groß und glashart geworden sind. — Da fliegt sie nun — froh, aus dem Wasser heraus zu sein — auf Raub. Und nur die alte Haut erzählt, was hier geschah. —

Erwin Jäkel.

*

Der Löwe und der Esel

Als der Löwe zum König gekrönt worden war, unterwarfen sich ihm alle Tiere und erklärten sich mit seiner Wahl zufrieden. Nur das Wildschwein und der Maulwurf murrten, denn sie hätten lieber den Esel auf dem Thron gesehen.

Da sie sich gut auf die Wühlarbeit verstanden, verleumdeten sie den König bei allen Tieren, und als der Löwe einmal mit seinen Kämpen in den Krieg gezogen war, benutzten sie die Gelegenheit, den Esel zum König auszurufen. Sie selbst wurden sogleich seine ersten Minister, und da der Esel zu allem nur „Ya" sagte, konnten sie nach ihrem Gutdünken regieren.

Als der Löwe bei seiner Rückkehr davon vernahm, brach er in ein zorniges Gelächter aus und befahl, den Esel an den Ohren vom Thron herunterzuziehen.

Dies geschah ohne Säumen. Aber da der Esel bockbeinig wurde und sich widersetzte, mußte man Gewalt anwenden. Dabei wurden seine Ohren ein Stück aus dem Kopfe herausgezogen und sind noch heute so lang, daß man ihn schon daran erkennen kann.

Seine beiden Minister hatten sich bereits aus dem Staube gemacht. Das Wildschwein flüchtete in den Sumpf, und der Maulwurf verkroch sich unter der Erde.

Dort sind sie mit der Zeit schwarz geworden wie ihr Verrat und müssen in der Verbannung leben, solange der Löwe König der Tiere ist.

Rudolf Kirsten.

Wer rät dieses?

Es muß jemand Tag und Nacht auf Wache stehen;
er hat keine Füße und muß doch gehen;
er hat keine Hände und muß doch schlagen;
wer kann mir des Rätsels Lösung sagen?

*

Es sind zwei Fenster, die man trägt,
wovon sich jedes selbst bewegt.
Man schaut durch sie wohl in das Haus;
doch viel, viel mehr schaut man hinaus.

Ergebnis unseres Preisausschreibens aus Heft 15/1939

Kinder, diesmal muß ich euch loben, denn ihr habt wirklich gut beobachtet. Es ist ja unglaublich, was der Zeichner noch alles in das Bild einzufügen hatte! Beim Taubenschlag fehlte natürlich das Flugloch, bei den Blumen der Topf, bei der Lampe über der Tür die Birne, bei der Tür die Angeln, und daß bei der Pumpe der Schwengel fehlt, habt ihr ja alle sofort bemerkt. Ist euch aber auch aufgefallen, daß die Pumpe direkt vor der Tür steht? Das sollte doch nicht sein? Dann fehlt bei der Wäsche die Leine, und auch die Wäscheklammern hat er vergessen. Von dem Schmutzfleck auf dem rechten Wäschestück ganz zu schweigen. Die Dungforke hat keinen Stiel und der Hahn weder Beine noch den roten Kamm. Schweine ohne Ringelschwänzchen haben wir auch noch nicht gesehen, nicht wahr? Und nun erst die Bäuerin! Wie will sie die beiden schweren Eimer tragen können, wenn kein Bügel an den Eimern ist? Ob ihr die Haare alle ausgegangen sind? Wenn ja, dann würde sie doch sicher ein Kopftuch tragen, meint ihr nicht auch? Der Knecht auf dem Erntewagen müht sich mit einer Forke ohne Zinken vergeblich ab, und ein Wagen, bei dem die Radspeichen fehlen, kann unmöglich stehen. Ebenso vergeblich würde sich der Knecht mit der Schubkarre abmühen, wenn die kein Rad hat. Da auch die Stützen fehlen, kann er die Karre natürlich schlecht hinstellen. Dann fehlt bei dem Postbriefkasten der Einwurfschlitz, und außerdem ist es ein Rätsel, wie der Kasten sich an dem Zaun halten soll, wenn die Oese nicht durch einen Nagel oder eine Krampe befestigt ist. Kinder, das sind schon so viel Fehler, daß wir auf die kleinen Schönheitsfehler gar nicht zu achten brauchen. Da nun aber auch diesmal wieder viel, viel mehr richtige Lösungen eingegangen sind, als ich Preise zu verteilen habe, mußte ich das Los entscheiden lassen.

Als Sieger der beiden Geldpreise, also von 10,— RM und 5,— RM, gingen hervor: **Lilli L. Grabow** in **Flensburg** und **Günter Dontschke** in **Beeskow** bei Berlin. Je ein wertvolles Jugendbuch erhielten: **Loni Eppers** in **Sülm** bei Bitburg (Eifel), **Werner Goschke** in **Hennigsdorf** bei Berlin, **Theo Weyland** in **Hamburg 19**, **Heinz Volker** in **Evestorf** bei Hannover, **Hanna Harnischmacher** in **Wildensee** bei Dessau und **Marta Tillner** in **Breslau-Groß-Masselwitz**.

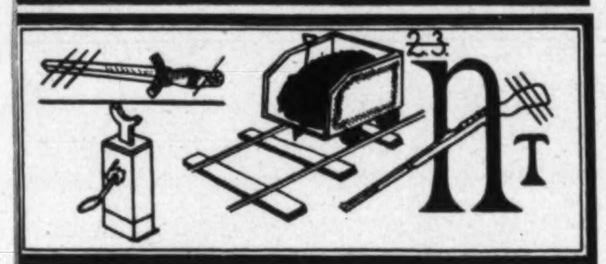
Leider haben eine Anzahl von euch an der Verlosung nicht teilnehmen können. Es handelte sich um solche Einsendungen, bei denen die genaue Anschrift nicht angegeben war. Ihr könnt euch wohl denken, daß ein Josef Wimmer in München nicht ohne weiteres von der Post gefunden werden kann, wenn er nicht die genaue Straße angibt. Ich habe schon ein paarmal deswegen Briefe zurückbekommen. Kinder, das geht aber nicht! Schreibt mir also künftig stets neben eurem Namen auch die genaue Adresse und vergeßt auch nicht, mir euer Alter anzugeben. Und dann noch eine herzliche Bitte an alle die, die es nun einmal angeht: Schreibt mir recht deutlich und sorgfältig! Manchmal kann ich die Karten und Briefe nämlich nicht lesen.

Fritz.

Kurzweil am Feierabend

Bilder-Rätsel





Rätsel-Auflösungen aus Heft 20

Spruch-Versteck-Rätsel. 1. Steine, 2. Alfred, 3. Lessing, 4. Rebe, 5. Isegrim, 6. Spielart, 7. Ohnmacht, 8. Radi, 9. Radieschen, 10. Blech, 11. Werder, 12. Dozent, 13. Adolf, 14. Botenlohn, 15. bleich, 16. Tor. — Ein edles Beispiel macht die schweren Taten leicht. (Goethe)

Silbensuchen. Heilige deine Freiheit durch Selbstbeherrschung. (Arthur Schopenhauer)

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Rastatt, 5. Reh, 6. Eid, 9. Lille, 11. Amme, 13. Reno, 15. Tee, 17. Gendarmerie, 18. Leu, 19. Lied, 22. Knie, 24. Amsel, 25. Ahr, 26. Erz, 27. Emanuel. — Senkrecht: 2. Ahle. 3. Tellereisen, 4. Teer, 5. Rom, 7. Don, 8. Mangold, 10. Lorelei, 12. Minne, 14. Ehren, 15. Tal, 16. Emu, 20. Ida, 21. Darm, 22. Klee, 23. Ilz.

Bilder-Rätsel



Im nächsten Heft beginnen wir mit dem Abdruck des Romans

„Verpflanzte Menschen"

von Christine Holstein

Das Schicksal einer deutschen Familie in Uebersee



Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma | Ischias | Hexenschuß | Nerven- und Kopfschmerz | Erkältungen

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal!

M 1.24 In allen Apotheken

...ostenlos erhalten Sie das interessante, farbig illustrierte Buch „Der Kampf gegen ...n Schmerz", ein Wegweiser für Gesunde und Kranke, vom Togalwerk München 27 Z.





Großkatalog m. 300 sprechenden Bildern — herausnehmbarer Belichtungs-Uhr — und Hauszeitschrift kostenlos.
5 Tage Ansicht
Tausch · Teilzahlung
10 Monatsraten.
PHOTO SCHAJA
MÜNCHEN E 123
Der Welt größte Leicaverkaufsstelle



Die weltberühmte HOHNER
Gratiskatalog 64 Seiten, insges. 164 Abb., alle Instrumente originalfarbig. 10 Monatsraten.
LINDBERG
Größtes Hohner-Versandhaus Deutschlands
München, Kaufingerstr. 10

Kauft bei unseren Inserenten!

STRICKER-Sport 1939
Farbenfroh - preiswert
Katalog kostenlos!
Fahrradfabrik
E. & P. STRICKER
Brackwede-Bielefeld 325

Anzeigenschluß für die Nummer 23 ist am 2. Oktober 1939

Werde Mitglied der NSV.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75.
Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: i. V. Albert John, Hamburg 1, Alsterdamm 26.
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Sie schützen die Heimat

Aufnahme: Atlantic-Photo

159 Dr. Becker
Meysenbugschule
1088